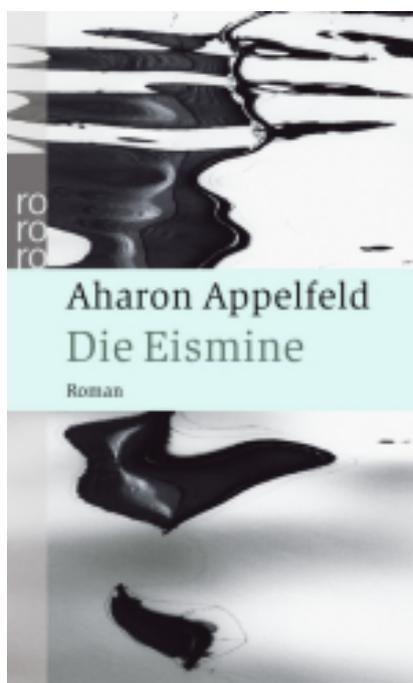


Leseprobe aus:

Aharon Appelfeld

Die Eismine



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

1

Schon zwei Monate sind wir hier, und das ist eine Ewigkeit. Der Tag zerfällt in Minuten und Sekunden, aber auch diese winzigen Einheiten vergehen nicht von selbst. Hier ist die Zeit stehen geblieben, sie sickert in dich ein. Eine Stunde ist so lang wie ein ganzes Jahr Leben.

Am 6. Mai 1943 wurden wir in dieses Lager gebracht, seitdem nennt man uns den «Baumstamm-Trupp». Hier wird eine breite Brücke über den Bug gebaut, und wir tragen die Baumstämme auf dem Rücken dorthin. Ein Baumstamm ist sieben Meter lang und hat einen Durchmesser von der Länge eines Arms. Sechs Männer können ihn nur mit Not heben, aber trotzdem heben wir ihn nicht nur hoch, sondern wir tragen ihn vom großen Platz bis zur Baustelle am Anfang der Brücke. Jeder Trupp muss am Tag fünfzig Stämme tragen; wenn er das Pensum nicht schafft, bekommt er zur Strafe Schläge.

Erst sah es aus, als würden wir hier nicht mehr lange leben. Wir hatten keine kräftigen Leute, waren geschwächt von den zurückliegenden Monaten des Hungers, und dennoch leben wir, leben wir weiter. Gewiss, jede Woche verschwinden zwei oder drei unserer Gefährten, doch in uns steckt der Tod schon so sehr, dass wir keinen Schmerz empfinden, nicht mehr trauern können.

In unserer Baracke leben zwei Ingenieure, einige Fabrikanten, Gymnasiallehrer, ein ehemaliger Offizier, etliche La-

denbesitzer und ein Dutzend Händler und Makler. Keiner von uns hat in seinem Leben zuvor körperlich gearbeitet, und plötzlich werden wir derart geprüft. In den ersten Tagen forderte die Verzweiflung viele Opfer, aber jetzt stehen wir jeden Morgen auf und leben – ohne irgendeine Aussicht, nur noch Stunde für Stunde. Jede Stunde bringt eine neue Prüfung, die uns enger zusammenrücken lässt, und nachts auf der Pritsche stellst du dir mit letzter Kraft vor, du würdest befreit, du kämst hier lebend heraus.

Der Tag ist streng gegliedert: aufstehen um fünf, im Dunkeln, sofort in Dreierreihen antreten zum Appell und dann der Morgenlauf. Am Anfang meinten wir noch, das Laufen solle uns stärken, diene unserer Gesundheit. Einige erinnerte es an das Gymnasium und an die Jugendbewegung, doch schon bald begriffen wir, dass dies nur einer der Späße ist, die sie im Lager mit uns treiben.

Über den Morgenlauf wacht ein Uniformierter mit furchterregender Stimme. Gerüchte sagen, er sei ein Mischling, ein Vierteljude, der zur Besserung aus Schlesien hierhergeschickt worden sei. Er unterscheidet sich nicht von den anderen Uniformierten, ist nur grausamer. Natürlich. Er muss ja zeigen, dass er die Befehle nicht bloß erfüllt, sondern übererfüllt. Von dieser Übererfüllung will ich später – sollte ich dann noch am Leben sein – erzählen.

Bei jeder Gelegenheit bekommen wir Peitschenhiebe, außerdem werden wir gezwungen, uns hinzuknien und laut zu rufen: «Arbeit ist unser Leben. In einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist!» Wegen des allmorgendlichen Laufens und der törichten Parolen wollten wir zunächst glauben, dass unser Leben hier mehr sei als eine einzige Erniedrigung, dass es doch eine verborgene Bedeu-

tung besitze. Jetzt wissen wir: Die Route des Morgenlaufs ist nur ein eisiger Korridor, der in noch finstere Gefilde führt. Wie viele Tage können wir noch durchhalten? Wir haben Leute, die sich närrisch benehmen und wie Rekruten laufen. In ihrer Arglosigkeit versuchen sie, den Tod zu überlisten.

Um halb sechs gibt es Frühstück: einen Napf Tee und ein Stück Brot. Wenn wir Zigaretten hätten, würden wir anders leben und anders sterben. Ein Leben ohne Zigaretten ist ein ätzender Durst, eine ständig stechende Verzweiflung. Bei uns wird nicht gestohlen, nur Zigaretten, die sind schon gestohlen worden. Der Hunger nach Zigaretten ist schlimmer als der Hunger nach Brot. Vor Verlangen zittern unsere Hände.

Letzten Monat hatten wir einmal einen guten Tag. Aus dem dichten Morgennebel warf uns jemand eine Schachtel Zigaretten zu. Wir hoben sie bis zum Abend auf, doch der ganze dunkle Tag erstrahlte in einem Licht aus fernen Höhen. Wie wir später erfuhren, hatte ein tschechischer Ingenieur, ein Privilegierter, uns dieses Geschenk zugeworfen, nachdem er uns Tag für Tag in unserem Leid gesehen hatte.

Wunder passieren hier nicht. Unser Leben verläuft in einer entsetzlichen Ordnung. Um sechs Uhr stehen wir schon in den Arbeitstrupps, und auf den Befehl «Hoch den Stamm!» geht es los. Es ist nicht lange her, dass sich einmal ein Güterzug verspätete. Der Platz blieb leer, es gab keine Baumstämme. Das war das erste Zeichen des Erbarmens. Die Uniformierten verloren wegen der Verspätung dermaßen die Fassung, dass sie auf den Platz stürmten und blind auf uns einschlugen. Zum Schluss befahlen sie uns, Steine aus dem Fels zu hauen und zum Fluss zu tragen.

Gedanken, die du dir früher einmal gemacht hast, verschwinden spurlos. Jetzt hat sich eine schmerzhaft Hohlheit in uns breitgemacht. Nachts erinnerst du dich, dass du einmal Worte hattest und reden konntest. Die Nächte sind um diese Jahreszeit noch kalt. Du rollst dich unter der dünnen Decke zusammen; alles, was du von deinem ganzen Wesen spürst, sind die eisigen Füße. Einige von uns waschen sich sorgfältig, andere machen nachts Gymnastik, aber die meisten reiben sich die Füße. Eisige Füße sind der Anfang vom Tod. Unter uns sind zwei, deren Zehen schon absterben.

Die Arbeit dauert von sechs Uhr bis eins. Dann kehren wir auf Befehl unseres «diensthabenden Verantwortlichen» zum Mittagessen auf den Platz zurück. Dieses Amt hat Doktor Buchbinder inne, ein angesehener Gymnasiallehrer. Der schreckliche Uniformierte hat ihn ausgewählt. Schwer zu sagen, warum. Vielleicht, weil Doktor Buchbinder der Älteste ist, vielleicht auch, weil er, wie sie sagen, ein «reines Deutsch» spricht. Die Uniformierten reden nur mit ihm, das heißt, im Grunde reden sie auch mit ihm nicht wirklich. Sie schreien ihm ihre Befehle aus der Ferne zu. Auch die Offiziere halten Abstand. Sie beobachten uns durch die Sehschlitze der riesigen Wachtürme. Manchmal sehen wir ihre Schatten auf den Brücken zwischen den Wachtürmen der Kommandantur, und eiskalte Angst lässt uns erschauern.

Zum Mittagessen bekommen wir einen Napf dünne Suppe und eine halbe Scheibe Brot. Der Hunger ist der Tod vor dem Tod. Er dringt in die Knochen und zerkrümelt die Seele. Zuerst erstickt dein Reden, dein Gesicht quillt auf, immer öfter stolperst du. Dann dauert es nicht mehr

lange, und du lebst in einer Wolke von Halluzinationen. Erst merken es deine Gefährten nicht, und wenn sie es endlich merken, versuchen sie, dich da herauszuziehen. Sie drängen dich, Wasser zu trinken, zweigen etwas von ihrer Suppe ab und geben es dir dazu, sie reden auf dich ein, wollen dich überzeugen, dass du nicht schwach werden, nicht aufgeben darfst, immerhin gibt es hier Menschen, die dich lieben und brauchen, derentwegen es sich zu leben lohnt. Sie warnen dich auch vor dem Uniformierten, denn wenn er deinen Zustand bemerkt, wird er dich ohne langes Zögern in den Bug werfen. Kannst du die Warnung hören, besteht eine Chance, dass du gesund wirst, doch meistens kommt jemand, der einmal im Netz der Halluzinationen gefangen ist, nicht mehr frei. Die Trugbilder werden von Tag zu Tag stärker, er isoliert sich von denen, die ihn umgeben, verbindet sich mit anderen, die er zurückgelassen hat. Und schließlich ist da die betörende Sehnsucht nach den Wassern des Bugs.

So hat uns Doktor Holländer verlassen. Doktor Holländer hatte am Gymnasium Literatur unterrichtet und war ein unverbesserlicher Optimist. Vom Tag unserer Ankunft an sprach er uns Mut zu. Er rechnete und kam zu dem Ergebnis, dass die Deutschen und ihre Verbündeten nicht lange durchhalten würden. Der nahende Winter werde sie bezwingen, so wie er auch Napoleon bezwungen habe. «Jetzt verführt sie der russische Bär. Je tiefer sie vordringen, umso schneller und schlimmer wird ihre Niederlage sein. Wir müssen vom russischen Bären Geduld lernen.» Er hatte eine schöne Stimme. Seine Gedanken waren wohlgeordnet, und oft zitierte er die alten Dichter. Er kannte die deutsche Literatur, war ein großer Verehrer Rilkes.

Beim Baumstämmetragen konnte er ganze Gedichte deklamieren. Seinetwegen wurde uns Rilke zum Gebetbuch. Er sagte immer wieder: «Wir müssen vom russischen Bären das Geheimnis des Rückzugs lernen. Der Rückzug des russischen Bären ist keine Niederlage, sondern ein Warten und Kräftesammeln. Genau das müssen wir tun. Wir müssen ausharren und durchhalten. Diese Erniedrigung währt nicht ewig; sie wird uns nicht bezwingen. Wir werden gestärkt daraus hervorgehen.» Er war nicht fromm, doch seine Stimme klang wie die eines religiösen Menschen. Wir hörten ihm zu, und, wenn man so sagen kann, wir glaubten ihm. In dieser Hölle war er einer der wenigen, die noch Worte hatten. Sein Glaube, dass der Winter den Eindringling bezwingen werde, war unerschütterlich. Es war ein poetischer Glaube, reich an bunten Beschreibungen, der Licht in unsere dunklen Nächte brachte.

Und plötzlich, ohne irgendeine Warnung, sah man an ihm erste Anzeichen des Hungers. Zuerst waren sie kaum wahrnehmbar. Er redete vernünftig, machte uns weiter Mut, nur das Lächeln, das immer auf seinem Gesicht geleuchtet hatte, wurde schmal und schief. Er spürte wohl, welches Leiden ihn befallen hatte, und bemühte sich, es zu verbergen. Nicht viel später verlosch das Lächeln. Nun nistete eine Starrheit in seinem Blick, der sehr ausdrucksstark war, als wolle er alles, was er sah, in sich aufnehmen.

In dieser Phase versuchten wir, ihm zu seiner Brotration etwas dazuzulegen. Beiläufig, als stehe es ihm zu. Er wusste genau, dass das eine außergewöhnliche Großzügigkeit war, und schämte sich.

Eines Abends wandte er sich an uns, als seien wir nicht seine Gefährten, sondern sein Auditorium, und sagte:

«Ich gehe weg. Ich muss zurück nach Hause.» Schon viele Stimmen der Verzweiflung hatten wir in dieser zugigen Baracke gehört, aber noch nie war eine so nackt gewesen. Doktor Buchbinder, unser Ältester, sprach ihn an: «Mark, wo wollen Sie denn hingehen?» Diese Frage schien Holländer zu erstaunen. Er hielt den Atem an, sagte dann jedoch, scheinbar gefasst: «Ich gehe nach Hause.» Wir staunten. Diese Stimme stammte nicht von hier. Es war eine normale Stimme ohne jede Angst. Als teilte er seinen Kollegen im Lehrerzimmer mit, er wolle heute pünktlich nach Hause gehen, um nicht, wie sonst so oft, zu spät zum Mittagessen zu kommen.

«Mark», sagte Doktor Buchbinder leise.

Holländer schaute ihm in die Augen und erwiderte: «Keine Sorge. Es ist nicht weit.»

«Was soll das heißen?», fragte Doktor Buchbinder in einem Ton, in dem er vielleicht auch früher Fragen gestellt hatte.

«Warum kümmern Sie das?»

«Weil ich Angst habe.»

«Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben. Glauben Sie mir.»

In der Nacht wurde es dann klar: Holländer hatte sich schon weit entfernt; er war nicht mehr bei uns. Dennoch gab Doktor Buchbinder nicht auf und redete ihm zu: «Heute habe ich von einem Tschechen gehört, die Ostfront sei zusammengebrochen. Die russische Armee rücke schnell vor. Das ist doch eine gute Nachricht.»

«Ich muss zurück nach Hause. Ich habe keine Wahl», antwortete Holländer. Jetzt sahen wir, es war nicht mehr sein Gesicht, nicht mehr seine Stimme, es war das Gesicht der Verzweiflung. Doktor Buchbinder ließ von ihm ab, als

habe er begriffen, dass Holländer unwiederbringlich verloren war, und wir anderen sanken auf die Pritschen und rollten uns ein.

Doch am nächsten Morgen staunten wir. Holländer stand auf, begab sich zum Appell in die Reihe, lief, rasierte sich und brachte seine Pritsche in Ordnung. Danach streckte er den Napf hin, um den Tee und die halbe Scheibe Brot entgegenzunehmen. Er aß und trank, stellte sich dann neben einen Baumstamm, hob ihn auf den Befehl «Hoch den Stamm!» an und trug ihn gemeinsam mit seinem Trupp. An diesem Morgen deklamierte er zwar nicht die alten Meister, aber abgesehen davon war ihm keine Veränderung anzumerken. Ich weiß nicht, warum, doch wir alle rechneten damit, dass er uns bald wieder den *Panther*, sein Lieblingsgedicht, aufsagen würde.

Etwa eine Stunde vor dem Mittagessen packte unseren Uniformierten ein böser Geist, und er tobte und schlug wild um sich. Auch Holländer blieb nicht verschont; die Peitsche traf ihn quer übers Gesicht. Zuerst sah es aus wie eine schlimme Verbrennung, doch dann schwoll sein Gesicht an, als sei sein Kopf nicht mehr der eines Menschen, sondern ein durchsichtiger Kürbis voll bläulicher Flüssigkeit.

Dieser Hieb veränderte ihn. Jetzt glich er, vielleicht auch wegen seines dichten Haars, eher einem jüdischen Revolutionär, der die Prüfung des Verhörs aufrecht, wenngleich nicht unversehrt bestanden hatte. Ein Lächeln bebte auf seinen Lippen, seine Worte waren erstickt. In der Mittagspause versuchten wir, ihn zum Reden zu bewegen. Auf alle Fragen antwortete er: «Es ist nichts.» Wenn er danach von etwas sprach, dann nicht mehr von seinem Wunsch, nach